



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Preuß, Arthur: Meleager von Gadara : eine Spätrose aus dem griechischen
Dichtergarten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sondern Handwerke geblieben sind. Von einem Interessengegensatz zwischen „Unternehmern“ und „Arbeitern“ keine Spur! Sene waren eben Meister, die keinen Unternehmergeinn zogen, sondern nur, gleich den „Knechten“ und „Lehrknechten“, auf gerechten Arbeitslohn Anspruch hatten, und die Knechte waren Gesellen, die Meister werden wollten und es auch gewöhnlich wurden. Bei Streitigkeiten mit den Meistern handelte es sich sehr häufig um den blauen Montag, den die Gesellen unter ihren heiligsten Gütern am höchsten geschätzt zu haben scheinen. In dem Tuchmacheraufstande von 1333 erklärten die Gesellen, sie seien bereit, mit Gut und Blut für ihre Meister einzutreten, und deren Hauptleute versicherten, sie hätten neunhundert mit Panzer und Pickelhauben gerüstete Männer zur Verfügung. Sie zogen trotzdem den kürzern. Drei ihrer Anführer wurden geköpft, vier verbannt. Im Jahre 1418 brach eine planmäßig vorbereitete Empörung der Zünfte aus, die ihnen auf längere Zeit eine Anzahl Ratsherrnstellen und die Kontrolle über die Finanzen sicherte, die aber sehr blutig verlief. Das aufgebrachte Volk drang ins Rathaus ein, stürzte den verhafteten Konsul des vorhergehenden Jahres, Johann Megerlin, der sich auf den Turm verkrochen hatte, in die Spieße des draußen stehenden Haufens, und dann wurden ohne Urteil und Recht an der Stauensäule vier Ratsherren mit dem Schwerte Karls des Vierten enthauptet. König Wenzel rügte zwar die begangnen Gewalttaten, begnadigte aber die Aufrehrer und gebot beiden Parteien Frieden. Zwei Jahre darauf sind unter Sigismund dreiundzwanzig der Aufrehrer enthauptet worden; der in Breslau anwesende Kaiser wohnte der Exekution als Zuschauer bei.



Meleager von Gadara

Eine Spätrose aus dem griechischen Dichtergarten

Liebe sei vor allen Dingen
 Unser Thema, wenn wir singen;
 Kann sie gar das Lied durchdringen,
 Wirds um desto besser klingen.

(Goethe, West-östlicher Diwan)



eider besteht bei dem humanistisch gebildeten Publikum der Ein-
 druck, als verlösche die griechische Poesie mit dem Eintritt der
 römischen Zeit. Homer, die Tragiker, ein paar Lyriker sind
 bekannt, dann aber hört die Bekanntschaft mit der hellenischen
 Poesie auf, gleich als habe man später überhaupt nicht mehr
 griechisch gedichtet.

Es ist ja begreiflich, denn die klassische Zeit nimmt mit ihren Meister-
 werken die Schüler ganz in Anspruch, auch sind die poetischen Erzeugnisse aus
 der alexandrinischen Zeit außer Theokrit und Kallimachus dürftig, außerdem

herrscht noch das Vorurteil, daß nur die klassische Zeit bedeutende Dichter hervorgebracht habe. Dem ist aber nicht so, eine Fülle von Poesie finden wir, wenn wir in die Gedichtsammlung schauen, die unter dem Namen der palatinischen Anthologie bekannt ist, deren Blüten schon im Altertum zum duftigen Kranze gewunden waren. Ein Dichter namens Meleager, der etwa um 80 v. Chr. lebte, sammelte solche Gedichtchen, und das war der Anfang dieser Sammlungen, der darauf die Anthologien des Philippus, des Agathias (zur Zeit Justinians), des Constantinus Kephalaas (etwa im zehnten Jahrhundert n. Chr.) und im vierzehnten Jahrhundert des Planudes folgten, indem der eine Sammler den andern exzerpierte. Aber jener erste fleißige Sammler war auch selber Dichter und flocht seine eignen Blüten in den Kranz griechischer Blumen, deren Duft wir jetzt genießen wollen.*)

Über die Hauptpunkte seines Lebens erfahren wir aus zwei Epigrammen nähere Kunde: als Greis hat sich der Dichter selbst einige Grabchriften geschaffen, in denen er kurz seines Lebensganges gedenkt. Als Sohn des Eukrates erblickte er in Gadara in Syrien das Licht der Welt, wo eine feine Bildung herrschte, weshalb es auch nach Strabons Bericht das syrische Attika genannt wurde. Freilich war Syrien auch durch seine Ballettusen und Damen der freien Liebe berühmt, und eine fröhliche Sinnlichkeit, die sich mit musikalischer Begabung paarte, war den Bewohnern des Landes von der Natur verliehen.

Dort mag er seine ersten rhetorischen Studien getrieben haben; die Eleganz und Politur seiner Verse läßt dies noch deutlich erkennen. Aber was tut es, daß er ein Syrer ist, er tröstet sich mit dem kosmopolitischen Gedanken, daß wir alle ein Vaterland, die Welt, bewohnen. Dann ging es nach der blühenden Fabrikstadt Tyros, schließlich im hohen Alter nach Kos, wo ihm das Bürgerrecht verliehen wurde. Hier verlebte er den Rest seines Lebens; die herrliche Lage der Insel mag dem alternden Dichter gut getan haben. Stolz spricht er von seinen poetischen Früchten: unter der Mufen gnädigem Beistand hat er zuerst den Menippus nachgeahmt, jenen Meister der ergötzlichen Stilmischung von Prosa und Vers, der ja auch aus Gadara stammte, aber von dieser Stilart des Meleager ist außer ein paar Titeln nichts geblieben, drum wollen wir uns an den Nachlaß des Dichters halten. Dem bitter-süß lächelnden Gros weihte er sich, ihm und den freundlichen Charitinnen verdankte er seine Erzeugnisse. Nun ist er gefeiert bei jenen drei Völkern, in deren Bereich er gelebt, und jeder grüßt ihn in seiner Sprache, der Syrer mit „Salam“, der Phöniker mit „Audonis“ und der Grieche mit seinem „Chaire“.

Bei der Besprechung seiner Gedichte mögen uns fünf Gruppen leiten: Epigramme auf Götter und Heroen, Dedikationen, Verschen auf Tiere, Liebes-

*) Ausführlicheres findet der Leser in den Abhandlungen von Rabinger und von Ermatinger.

gedichte und Grabepigramme. Das sind überhaupt die Stoffe, in denen sich die Dichter der Anthologie ergehen, keine weltbewegenden Probleme werden aufgestellt, keine sittlich religiösen, keine politischen oder philosophischen Fragen werden erörtert, sondern lebenswürdige kleine Spielereien echt hellenistischer Kleinkunst bieten uns ein paar frohe Stunden, „sind Weilchen in des Jahres Jugend, sind Erstlinge der Natur, früh und nicht dauernd, süß, aber bald dahin, der Duft, die Blüte von wenigen Minuten“, etwa wie wir die pompejanischen Wandgemälde des letzten Stils immer freudig als Erquickung für unser Auge begrüßen.

So wird die Tatsache, daß der schwere Wein mit Wasser gemischt werden muß, vom Dichter in anmutiges Gewand gekleidet: Dionysos hält gute Freundschaft mit den Nymphen. Haben sie ihn doch schon als kleinen Knaben in kühler Grotte gewaschen, als der feuerversehrte sich in der Asche wälzte. Darum gilt die Freundschaft auch jetzt noch: sperre den Weingott ein und laß ihn nicht mit Raß benezen, so wirst du schon seine brennende Glut merken. Überhaupt steht der Dichter als Liebesdichter nächst Eros in nächster Beziehung zu Dionysos, dem Gott, der selber im Feuer geboren wurde, freilich hat der arme Geprellte Grund, sich über den schwaghafnen Gott zu beklagen, der selbst in seinen Mysterien Diskretion verlangt, aber die Geheimnisse des Dichters preisgibt, die uralte Weisheit vom Wein, der des Menschen Zunge löst. Die eigentliche Art des Epigramms = Aufschrift, Weiheninschrift findet sich seltner. Einmal hat er der Aphrodite, seiner speziellen Huldgöttin, eine Lampe zum Andenken der nächtlichen Freuden aufgehängt:

Siehe die Lampe, die Freundin, bringt dir Meleager als Gabe,
Die ihn geweiht zuerst ein in die Feier der Nacht.

Ein andresmal läßt er den Ares empört seiner Wut darüber Ausdruck geben, daß glänzende Bierwaffen an seinem Tempel befestigt sind: unzerbrochne Speere und unblutige Waffen ziemen dem Kriegsgotte nicht, diese Theaterwaffen mögen Chören zum Schmucke dienen oder einem Brautgemache, für Ares taugen sie nicht.

Charakteristisch für die alexandrinisch-römische Zeit sind Epigramme auf Tiere aller Art.

Man hatte auch an der Kreatur Gefallen gefunden und sich liebevoll besonders zierlicher und dem Menschen nahestehender Tierchen angenommen. Auch diese Dichtungsgattung hatte in der Kunst ihre Parallele gefunden: man betrachte im Vatikan die Sala degli animali, und man wird staunen über das Tierstudium der damaligen Zeit. Zwar ist die Sitte, Hunden und Pferden metrische Grabchriften zu widmen, alt, aber in späterer Zeit hält es der Dichter auch nicht unter seiner Würde, auch harmlose kleinere Tiere im Liede zu feiern, wie uns auch Inschriften auf Stein zeigen. Unser Dichter besingt das Lieblingshäschen einer Dame, das dem grausamen Tode der

Übersättigung erlegen ist. Schon früh war es der Mutter geraubt, hatte sich aber einer süßen Gefangenschaft zu erfreuen gehabt, die ihm so verhängnisvoll werden sollte. Aber das Langohrchen soll doch auch im Tode einen Ehrenplatz einnehmen, nämlich am Lager der Herrin, damit sie ihn in ihren Träumen immer vor sich habe.

Besonders sind es die kleinen geflügelten Lieblinge des Dichters: Heuschrecken und Zikaden, die in Versen verherrlicht werden. Butolische an Theokrit erinnernde Verse schlägt Meleager an bei dem Liedchen auf die Heuschrecke. Eine Siesta Stimmung des südlichen Mittags überkommt uns. Das Tierchen ist es, das ihm durch sein Gezirp so süß seinen Liebeskummer verschleicht, darum soll es jetzt mit seinen Füßchen an die Flügel reiben und sein Stimmchen wie eine zarte Saite erklingen lassen, damit er in seinen Liebesklagen auf andre Gedanken komme. Auch der Zikade, des freundlichen Feldjägers, gedenkt er. Es ist das liebe Geschöpf, das mit seiner Stimme so recht die sonnenverbrannte südliche Vegetation repräsentiert, durch Anakreon, Theokrit und Goethe gefeiert. Sie wird gepriesen, wie sie trunken von Tau-
tröpfchen auf den Blättern sitzt und mit ihren sägeförmigen Beinchen und funkelnder Haut ihr Liedchen singt. Da will der verliebte Dichter lauschen, dem Gros glücklich entronnen:

Singe ein neues Lied den baumbewohnenden Nymphen,
Singe mit scherzendem Klang zirpend entgegen dem Pan;
Ich unterdessen gelagert im Schatten der dunkeln Platane
Suche am Mittag nach Schlaf fliehend des Gros Gewalt.

Und der Dichter hatte es nötig, dem Pfeilschützen zu entfliehen und Ruhe in der herrlichen Natur zu suchen. Er war ein gar entzündbares Herz und mußte an sich das Erbteil seines Volkes schmerzlich erfahren. Das ist sein eigentliches Element, die zärtliche, schmachtende Liebeselegie, in der er Meister ist, und die er mit buntem, fast modernem Kolorit erfüllt. Das wiederkehrende Thema spricht er selbst in einem Epigramme aus, es stehe als Motto über seinen erotischen Gesängen:

Zimmer tönt mir in den Ohren
Liebesbrausen wunderbar,
Und in Sehnsucht bringt das Auge
Leise süße Tränen dar.

Und nun folgt eine Reihe Epigramme von der Person und der Macht der Liebe. Im Meere der Sehnsucht schwimmt der Dichter, wo wird er hinverschlagen? Der brausende Wind der Liebe treibt das Fahrzeug vorwärts, das Steuerruder der Vernunft ist gerissen, vielleicht gerät er in eine Skylla. Am Ende fliegt die Seele bei der Liebesflamme davon, auch sie hat Flügel; darüber dichtet er ein kurzes Liedchen mit hübschem Wortspiel, denn *ψυχή* kann die Seele, aber auch die Lichtmotte bedeuten, die dem Lichte zufliegt und sich die Flügel verbrennt, eine Szene, der wir auch auf den kunstvoll geschnittenen

Gemmen jener Zeit begegnen, so auf einem Steine aus der Sammlung Carlisle im Britischen Museum, auf dem Gros dem Schmetterling die Fackel hinhält und scharf beobachtet, wie sich dieser nähert. Die furchtbare Glut treibt den Dichter zu dem geschmacklosen Gedanken, Gros als Koch zu bezeichnen, der die verliebte Seele dörret. Aber auch dieses Motiv findet sich in der Gemmenkunst, und zwar röstet hier Gros die arme Psyche an einem Bratspieß über einem Kohlenbecken. Gros ist es eben, der den Dichter so heftig quält: „Furchtbarer Gros!“ ruft er dem Gott in seiner Verzweiflung zu, aber er selber ist durchdrungen von der Zwecklosigkeit seiner Klage, „was nützt es, wenn ich wieder und immer wieder jammernd rufe: Furchtbarer Gros!“ Verzweifelt greift der Gequälte zum Becher, denn Bacchus Gabe schläfert die Glut der zehrenden Liebe ein. Doch wieder erwacht er aus dem Rausche, Gros steht vor ihm und lacht ihn aus und wird bei des Dichters Liebesklage nur noch kräftiger und gesünder. Hat er doch schon als kleiner Knabe um die Seele des Armen gewürfelt.

Sage, Kypris, wie kommst, daß aus blauen Wogen du einstens
Steigend aus feuchtem Naß Feuer gebarest so heiß?

Wir erkennen schon aus diesen Klängen deutlich die Auffassung vom Gros in dieser Zeit: der Gott wird rein persönlich aufgefaßt, und zwar nicht mehr als der Ephebe, sondern als der liebe, lose Knabe, das mutwillige Kind, vor dem man sich nicht genug in acht nehmen kann, als der tändelnde Genius des Liebesspiels, der in hellenistischer Zeit immer mehr zum Putto wird.

So ist der Schelm davongeflogen, wie einen entlaufenen Sklaven ruft er ihn öffentlich aus:

Hört, ich rufe ihn aus, den wilden Gros, denn eben
Hurtig aus seinem Bett flog er am Morgen davon.
Und süß weinet der Knabe, schwagt immer, ist schnell, kennt die Furcht nicht,
Rümpfet die Nase und lacht, Köcher und Flügel sind sein.
Nichts vom Vater weiß ich, denn Meer und Himmel und Erde
Stark verwahren sie sich, Eltern des Frechen zu sein.
Nirgends ist er beliebt, es haßt ihn ein jeder — doch sehet,
Ob er den Seelen nicht schon wieder geletet ein Neß.
Siehe, wahrhaftig, da steckt er im Winkel, ich merkte es deutlich,
Schütze, daß du dich bargst in der Zenophila Blid!

In seiner Verzweiflung kommt der gequälte Dichter auf den Gedanken, den Schelm zu verkaufen, ein niedliches Motiv, das auch die hellenistische Malerei mit Glück durchgeführt hat, so in dem süßen pompejanischen Bildchen „Erotenerkauf“ oder in dem „Erotennestchen“.

Nein, er werde verkauft, schläft er auch im Schoße der Mutter,
Wozu soll ich denn noch füttern das graufige Tier?
Stumpfnäschen trägt er und Flügel und kratzt mit den spitzen Nägeln,
Weint und schluchzt und dazu lacht er mit neckischem Mund,
Rehrt sich an nichts, schwagt immer, blickt scharf und durchdringend ins Weite,
Nicht der Mutter einmal folget der Wildfang und lacht.

Kurz ein Wunder, ein wildes. Ich werd ihn verkaufen. Wer will ihn?
Magst du ihn, Kaufmann zur See? Willst du den Jungen? Kommt her!
Siehe, er bettelt und weint. Nein, Liebling, du sollst nicht verkauft sein.
Tröste dich: Zenophila nimmt dich zum Spielkamerad!

Wir sehen, der Dichter ist immer entwaffnet, er kann dem süßen Vengel nicht böse sein. Aber von neuem treibt ihn die Wut zu neuen Plänen: er schwört bei der Nypris, seine Bogen mitsamt dem Köcher zu verbrennen, aber schon wieder bricht die Heiterkeit bei dem tollen Jungen durch. Da droht er ihm die Flügel abzuschneiden und ihn mit ehernen Fesseln zu binden — aber schließlich läßt er ihn laufen, damit er auf andre seine Pfeile schieße. Der Grazie kann man schwer widerstehn, der Gott ist unüberwindlich, das ist auch kein Wunder, da seine Mutter den Ares liebt und Gattin des Hephäst ist und selbst dem tosenden Meere entstammt. Da ist es denn nicht sonderbar, daß ihr Sprößling ein solcher heißblütiger Bogenschütze von so wilder Gemütsart ist.

Wenden wir uns nun zum eigentlichen Liebesleben des Meleager. Er ist echt verliebt. Deutliche Spuren eines persönlichen Erlebnisses zeigen die entzückenden, lebenswahren Verse, mit denen er eine Magd zur Geliebten schickt, aber in verliebter Zerstreutheit die Arme zurückruft, wieder fortjendet, um schließlich selber mitzugehn.

Melbe dies, Dorcas, sieh hin und bring ihr nochmals die Botschaft,
Und zum drittenmal noch, Dorcas, sag alles — lauf hin!
Zögere nicht, nein, fliege — doch halt, halt, Dorcas, ein wenig —
Dorcas, wo läufst du hin? Hast noch nicht alles gehört!
Füge zum alten Bekannten hinzu — doch bin ich von Sinnen?
Sag überhaupt nichts, sag nur — daß ich — nein, alles sag ihr!
Zögere nicht, alles zu sagen von mir — doch Dorcas, warum denn
Sende ich dich? Mit dir, siehe, ich gehe schon mit!

Gehn wir nun mit dem Verliebten zu seiner Flamme. Da finden wir aber nicht nur eine vor, es sind so manche, in deren Neze er fiel. An der Spitze stehn die beiden Schönen, die am meisten in den Gedichten wiederkehren: Zenophila und Heliodora, natürlich zwei Hetären, deren Geist, Schönheit und Anmut die jungen Leute mehr bezauberten als die nüchterne, hausbackne Hausfrau, die damals nur Haushälterin des Mannes war. Gar mancherlei fesselte den Entzündbaren an der ersten Dame: ihr musikalisches Talent, ihre Schönheit, ihre Anmut.

Wohin soll ich dich fliehn? Es flattern um dich die Ercoten,
Lassen mir nicht soviel Zeit, Atem zu schöpfen und Luft!
Reget Sehnsucht in mir ihre Schönheit? Sind es die Lieder?
Ist es die Anmut? Was sonst? Alles! Ich brenne vor Gut!

Er wußte es selbst nicht, was ihn so an die Geliebte schloß; fesselte ihn die Jugendblüte, diese liebliche Gestalt, dieser Blick von Treu und Güte mit unendlicher Gewalt? Immer wieder wird die Anmut der Gefeierten gepriesen:

die drei Charitinnen haben ihr ihre Huld verliehn, haben ihr einen dreifachen Kranz gewunden, ihre Haut, ihre Schönheit, ihre lieblichen Worte sind Gaben der freundlichen Göttinnen. Reich beschenkt ist die Geliebte durch die Liebesgötter, ja sie wird selber Charis genannt; reiches Lob wird dem Maler gezollt, der sie gebildet, der „anmutig die Anmut selbst gemalt hat“. Alle Blumen und Wiesen überstrahlt Zenophila: schon blüht die Levkoie, schon der regensliebende Markissoß, schon auf den Bergen die Lilie, aber auch Zenophila blüht als Frühlingsrose auf den Wiesen wandelnd. Umsonst aber lachen die Wiesenblumen auf ihrem Haupte, sie ist schöner als alle Kränze:

Wiesen, was lacht ihr so heiter mit euern Blumen? — Vergeblich!
Denn über duftenden Kranz sieget das liebliche Kind!

Nun sitzen sie zusammen beim Gelage, da beneidet er den Becher, daß sie ihn mit ihrer süßplaudernden Lippe berührt, und der Wunsch wird wach:

Legte sie doch ihre Lippen an meine Lippen und schürfte
Meine Seele als Trank ohne zu atmen hinab.

Aber bricht die Nacht herein, und ruht sie allein im Gemach, lobt die Sehnsucht seiner Seele auf, und er wünscht sich als unbeflügelter Schlaf auf ihre Lider senken zu dürfen und sie ganz zu genießen. Sogar auf die Kreatur wird er eifersüchtig, auf jene kleinen geflügelten Blutsauger, die jetzt noch als Bazillen unsre Nachtruhe im Süden stören. Sie sollen die Geliebte nur ein wenig ruhen lassen; freilich kann er es ihnen nicht verdenken, wenn auch sie den süßen Leib genießen wollen, darum fort mit ihnen!

Aber nun sage ichs euch, ihr Teufelsbrut, laßt von der Frechheit,
Oder ihr fühlet die Hand, die durch die Eifersucht stark!

Am Tage werden die kleinen Plagegeister jedoch praktisch als Botinnen verwandt. Wie der Hirte bei Theokrit den Bock, wie Anakreon die Taube als Liebesboten benutzt, so sendet hier Meleager das Mädchen zur Geliebten. Kehrt es mit guter Botschaft wieder, harret seiner eine originelle Belohnung: in Löwenfell soll es gekleidet werden, und eine Keule soll es erhalten, um als Herakles durch die Welt zu fliegen. Aber auf den Liebesfrühling folgt ein leidenschaftliches Gewitter, eine rauschende Disharmonie klingt durch die Saiten des Gekränkten. Es kommt zum jähen Bruch — „ich weiß es, was bedarf es eines Meineides?“ Deutliche Kennzeichen sagen es dem beleidigten Liebhaber, daß Zenophila ihm untreu geworden: die zerzauste Locke, das schlaftrunkne Auge, die vom Wein gelösten Glieder. Fort mit dir, du Dirne, ruft er ihr zu, dich ruft doch die Veier und das Lärmen der Castagnetten! So schließt das sonnige Glück mit einer schrillen Dissonanz. Eine andre Dame, der er bis an ihren Tod zugetan blieb, war Heliodora. Auch sie bezauberte ihn durch ihre musikalischen Leistungen, der Klang ihrer Stimme war ihm lieber als der Ton der Apollokithara. Duftig ist die Szene beim Wein, wie er den

süßen Namen in den Wein mischt, um ihn hinabzutrinken, und wie der Kranz mit seinen Taotropfen weint, weil er sie an der Brust eines andern erblickt:

Siehe, es weinet die Rose, den Lebenden hold, weil sie jene
Schauet am andern Platz und nicht an unserer Brust.
Ein Kranz wird ihr geflochten, daß er ihr Haupt bestreue mit Blumen,

aber was nützt alle Blumenpracht, sie ist selber ein Kranz:

Siehe, der Kranz, er welket am Haupte der Heliadora,
Aber des Kranzes ist sie selber der lieblichste Kranz.

Tief in seine Seele ist ihr freundliches Bild geschrieben, als Seele haftet sie in seiner Seele. Auch hier regt sich die unausbleibliche Eifersucht, diesmal auf die Biene, die ihre Wange berührt, indes sie will nur zeigen, daß auch sie den bittersüßen Stachel des Gros in sich trägt. Doch warum die alte bekannte Nachricht? Kehre zurück, liebe Botin, wir wußten längst, was du uns lehren willst! Heftiger regt sich die Eifersucht, als die Geliebte allein ruht: furchtbar klingt die Drohung für den Beglückten, den sie gerade am Herzen hegt: die Lampe soll verlöschen, und er selber liege als fester Schläfer, als zweiter Endymion. Bange Befürchtungen werden wach: ob die Erinnerung an die alte Liebe auch bleibt? Ob sie ihn im Traume liebkost? Oder gar einen neuen Liebhaber? Nie möchte das die verschwiegene Freundin, die Lampe, mit ansehen. Die wahnsinnige Liebe erreicht ihren Höhepunkt. Sie spielt mit seinem Herzen Ball, den ihr Gros zuwirft, ein prächtiges Bild, dessen sich auch Goethe in den Suleikaliedern bediente: „wenn du, Suleika, mich überschwenglich beglückst, deine Leidenschaft zuwirfst, als wärs ein Ball...“ Endlich wird Gros gebeten, die furchtbare Liebessehnsucht zu beruhigen; wenn er aber doch daran sterben soll, mag auf seinem Grabstein stehn: Sieh, Fremdling, das ist die Blutschlacht des Gros!

Das waren aber nicht die beiden einzigen Damen, denen der Dichter sein heißes Herz geweiht hatte. Wir begegnen einer weißwangigen Demo, die in dem Verdacht steht, augenblicklich von einem Juden geliebt zu werden; ihr zu Ehren erklingen Tagelieder, mit schmerzlichem Begrüßen des bösen, öden Tages, der lieber wieder weichen soll, wie er beim Schäferstündchen zwischen Zeus und Alkmene tat, und schmerzlich erregt wünscht er, der Morgenstern solle sich bald wieder in den Abendstern wandeln und die Geliebte wiederbringen. Natürlich wenn ein anderer die Dame am Herzen hegt, kommt der Morgen langsamer auf die Welt und lacht schadensfroh über des Dichters Leid. Noch einer Reihe anderer Schönen huldigte der vielseitige Dichter: „Sa wahrlich keine Pfeile verbirgt mir Gros, alle Geschosse haften in meiner Brust!“ Dabei hat er auch trübe Erfahrungen gemacht: eine schöne Ungenannte war treulos; er weiß alles trotz ihrer Schwüre, weiß auch, warum sie allein ruhn wollte; der gefeierte Kleon ist Hahn im Korbe, darum fort mit ihr! Teufelische Rache nimmt er an ihr: weil sie jenen Ehrenmann durchaus sehen will,

so muß sie gefesselt bei dem Dichter bleiben. Auch bössartige Satire läuft mit unter. Eine Dame namens Timarion ist dem Alter verfallen. Rücksichtslos deckt er ihre Schwächen auf, indem er sie realistisch und derb fast in Manier des Archilochos mit einem alten, gebrechlichen Lastschiff vergleicht, dessen Segelstange krumm geworden, dessen Segeltuch zerrissen, dessen Boden leck ist; es bleibt dem Leser überlassen, die sehr obszön durchgeführten Vergleiche selbst herauszufinden.

Auch auf schöne Knaben finden sich Lobgedichte, deren Besprechung wir uns einer weitem Ausführung vorbehalten.

Wer aber glaubt, Meleager habe sich nur im goldnen Glanze der Liebe gesonnt und verstehe es nur, seinen Lesern ein Brillantfeuerwerk vorzuführen, der irrt; auch Verse auf die Macht des finstern Todes entströmen seiner Leier. An der Spitze der Grabepigramme stehe das wundervolle Trauergedicht auf die geliebte Heliadora. Hier ist er der heiligsten, ernstesten Töne fähig, der Stil wird ruhiger, vornehmer; nicht mehr auflohernde Liebe, stiller Schmerz erfüllt seine Brust. Die einst so gepriesne Geliebte ist entschlafen; ihr widmet er in tiefer Trauer die ergreifenden Verse:

Tränen hinab in die Erde send ich dir, Heliadora,
 Unserer Liebe Rest, Tränen hinab in das Grab.
 Tränen, bittere Tränen am vielumjammerten Hügel
 Spend ich, gedenkend an dich, an deinen Frohsinn und Reiz.
 Schmerzvoll bejammert dich nun, die Freundin, auch dort bei den Toten
 Dein Meleager und bringt nutzlose Gabe ins Grab.
 Wehe, wo ist deine reizvolle Blüte? Sie raubte der Hades,
 Und es besudelt der Staub Blume im Lenze erblüht.
 Höre, allnährende Erde, die Bitte: die tränenbefeugte
 Bette sie, Mutter, gar sanft in deine Arme und Schoß!

Wahrlich ein harmonisches, edles Ausklingen und Ende des Liebesfrühlings! Rührend ist auch die Klage um den Tod eines jungen Mannes, der im Alter von achtzehn Jahren dahinstarb. Im Ephebenmantel liegt er nun vor uns, von der zärtlichen Mutter zum letztenmale geschmückt. Einen Stein hätte es erbarmen können, als die Freunde die Leiche aus dem Hause geleiteten:

Nun bleibt Sehnsucht den Freunden, den Eltern bittere Trauer,
 Höret ein Fremder das Leid, denkt er in Mitleid an sie.

Seltsam war das Ende einer armen Braut, die ihr Liebesglück gar nicht genoß, da sie im Brautgemach vom raschen Tode ereilt wurde. Flöten und Hochzeitslieder waren eben erst durch den Raum erschallt, früh aber wandelte sich die Hochzeitsmusik in Totenklänge. Aller Arten Verstorbenen wird gedacht: so eines Selbstmörders, der seinen Lehren konsequent geblieben ist und sich als Greis durch Vergiften der Misere des Daseins entzogen hat. Der alte härbeißige Heraklit wird auch im Zwiegespräch mit dem Besucher seines Grabes redend eingeführt: seine Verdienste um seine Heimat sind noch bedeutender

als seine philosophischen Vorbeeren; rauh und barsch ist der Ton, was zu den erhaltenen Fragmenten des düstern Philosophen trefflich paßt.

Aber auch leiser Scherz findet sich mitten im Ernste des Todes. Auf dem Grabmal des Dichters Antipatros befindet sich ein Hahn mit Zeppter und Palme sowie ein schräggestehender Würfel. Nun läßt der Dichter den Beschauer raten, wer wohl da unten liegen mag. Vielleicht ist's ein Feldherr, wie das Zeppter andeutet, aber da paßt der Würfel nicht. Vielleicht ruht da ein armer Mann, weil der Stein so schlicht ausgefallen ist: dem widerspricht das Zeppter. Ebenso stimmt der verhängnisvolle Würfel nicht zu einem Sieger im Wettlauf. Endlich folgt des Rätsels Lösung: die Palme deutet auf Phönicien, auf Tyros, der Vogel auf einen klangvollen Dichter, der sich namentlich in Liebesgesängen ausgezeichnet hat, das Zeppter verrät die Redegabe des Toten, der schräge Würfel aber will sagen, daß er nach gutem Trunke gefallen und so gestorben ist.

So sind wir am Ende unsrer Wanderung durch den Blumengarten griechischer Spätrosen angelangt. Es sind nicht die urwüchsigten Bäume und die Naturkinder der Homerischen Poesie, nicht die altehrwürdigen Wälder des Dramas, sondern ein wohlgepflegter, gestutzter Park mit elegantem Modepublikum, das frisiert und gepuht in den Anlagen umherpromeniert. Hier und da findet sich eine versteckte, künstliche Nymphengrotte, oder ein elegantes Grabmal leuchtet hinter Zypressen. Aber auch hier noch in dem Garten strömt der Duft der hellenischen Blumen, und niemand wird es gereuen, in diese bunte Blumenwelt, die doch der unsrigen so gleicht, einmal einen Blick getan zu haben.

Arthur Preuß



Der rote Hahn

Von Palle Rosenkranz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Siebzehntes Kapitel. Noch einmal Myggesjed



Wie ein schottisch gewürfelter Schal liegt das Land da, aber zur Sommerzeit sind die Farben licht und leicht, die Wege sind weiß, die Gräben sind grau und die Weidenhecken mit den Feldern hellgrün mit braunroten Flecken, die starren Kronen wogen in der Sommerbrise. Wie ein heller, schottisch gewürfelter Schal liegt das Land da. Die Quadrate wogen und ziehen sich schief im Winde, während die Kornähren wehen wie Franzen; und in den kleinen Gärten zwischen den weißen Gebäuden leuchten große Bauernrosen und Tulpen.

Nun ist es ja Sommer. Die Luft ist hoch und klar, in den Wiesen ist es trocken, und die Brise von der Ostsee ist warm und mild. Es wogt in den Weidenwipfeln, und der Staub erhebt sich leicht und weiß hinter den Wagenrädern, während

Grenzboten IV 1909